

bärde. Es gibt eine Literatur der Gebärden und eine Literatur der Taten. Die Literatur der Gebärden tut niemandem ein Leid an, erzürnt, verwundet niemanden. Die Gebärde ist eine Karikatur der Tat.

*Es ist also die Vernunft, welche die Taten schafft?*

Sartre: Ja.

*In wessen Namen kämpfen Sie fortan, für welche präzisen Ziele?*

Sartre: Im Namen zweier zusammenhängender Prinzipien. Erstens: Niemand kann frei sein, wenn es nicht die ganze Welt ist. Zweitens: Ich will kämpfen für die Verbesserung des Lebensstandards und der Arbeitsbedingungen. Die Freiheit, nicht die metaphysische, sondern die praktische, hängt ab von den Proteinen. Das Leben wird von dem Tag an menschenwürdig sein, da jedermann sich satt essen und seinen Beruf unter den Bedingungen ausüben können, die ihm gemäss sind. Ich will kämpfen – nicht nur für einen bessern Lebensstandard, sondern auch für demokratische Lebensbedingungen für jedermann, für die Befreiung aller Ausgebeuteten, aller Unterdrückten.

*Glauben Sie an die Wirksamkeit dieser Taten, an eine Wirksamkeit, die sie daran hindern könnte, sich zu Gebärden herabzuwürdigen?*

Sartre: Was diesen Punkt betrifft, bin ich sehr pessimistisch. Ich denke tatsächlich, diese Wirksamkeit kann nie etwas anderes als das Schlimmste verhüten. Ich will damit sagen: Wenn in einer Gesellschaft voller Ausbeutung und Unterdrückung – in ihrer politischen Form eine Diktatur – jedermann damit einverstanden zu sein scheint, muss es Schriftsteller geben, die für das Leben jener Zeugnis ablegen, welche damit nicht einverstanden sind. Dann ist das Schlimmste verhütet. ■■



ADRIEN TUREL:

Früh hatte ich gelernt, den Menschen von seinem Staat zu unterscheiden. Mein Vater sagte: «C'est une pourriture que la Russie.» Und wenn von den Romanofs an unserem Tische die Rede war (was oft geschah, weil ständig Russen bei uns in Pension oder auf der Durchreise nach dem «Westen» zu Gaste waren), so sagte meine Mutter: «Les grands ducs, ce sont des cochons!» Das hinderte sie aber keineswegs vor Heimweh nach Russland ab und zu Tränen zu vergiessen. Offenbar wird die Liebe zu einem Lande weit mehr durch seine menschliche Substanz als durch die jeweilige Staatsform bestimmt.

Um aber wirtschaftlichen Anschluss und Erfolg zu haben, muss man weniger die menschliche Substanz als die Staatsform bejahen. Das hatte ich schon als ganz kleines Kind erlebt, an jenen Russen und Russinnen, die vor Pobjedonozeff nach dem Westen flüchten mussten, obgleich sie allesamt geradezu kulturchauvinistische Slavophilen waren.

Am Leibniz-Gymnasium in Berlin taugten die Jungens nicht viel. Es fehlte jede «indianerhafte» Solidarität gegenüber der Autorität und den «Paukern». In der Untersekunda stifteten einmal die «Nazi» unter uns einen plumpen, dummen Juden dazu an, dem Oberlehrer Zeck einen Nagel in den Stuhl zu stecken. Vermutlich um sich bei den stolzen Arieren in den Ruf eines Recken zu bringen, ging der Esel in die Falle. Im letzten Moment bekam er Angst vor der eigenen Courage und stürmte vor, um den Nagel wieder herauszunehmen. Aber einer der hochnäsigen Arier stellte ihm ein Bein, und man versperrte ihm den Weg. Zeck setzte sich auf den Nagel, zuckte mit keiner Wimper. Man merkte kaum, wie er den Gegenstand am Stuhl löste und in die Tasche steckte. Am Ende der Stunde sagte er nur ganz ruhig, es habe keiner die Klasse zu verlassen, ging hinaus und

## Persönliche Strategie

kam zwei Minuten später mit dem «Direx» wieder, der bis in seiner Frisur und seinem Bartschnitt nach den Homerversen behildet war:

*Und es winkte Gewährung mit drohenden Brauen Kronion.*

In diesem Augenblicke aber winkten die drohenden Brauen durchaus keine Gewährung. Und dementsprechend sahen auch unsere Arier eher aus wie reuevolle Taschendiebe vor dem Polizeirichter. Sie manövrierten so, dass zwar nicht offen «gepetzt» wurde, aber doch alle Aussagen konzentrisch auf den Sünder hinwiesen. Und als der «Direx» die Klasse verliess, sah ich das *consilium abeundi* auf seiner Stirne wetterleuchten.

Obgleich ich den Schwerbedrohten nicht ausstehen konnte, kochte ich geradezu vor Wut. Ich stieg aufs Katheder und hielt eine schneidende Rede. So gehe es nicht! Die ganze Klasse sei schuld. Der Engel sei nur ein ganz dummes Luder. Nachdem man ihn verführt habe, dürfe man ihn nicht sitzen lassen. Das sei auch das Klügste. Er werde in hohem Bogen aus dem Leibniz fliegen. Wenn aber die ganze Klasse schuld sei, so würden wir zwei Stunden Klassenarrest bekommen. Das sei tragbar.

Die Heldenschar sah das ein, und wie Hektor an der Spitze seiner Trojaner setzte ich mich mit meinem Freund Bergemann und dem elenden Engel in Marsch zum Direktorzimmer. In meiner Zuversicht bemerkte ich gar nicht, wie sich unterwegs die ganze Phalanx verkrümelte. Als ich beim Direktor anklopfte, war ich noch selbdrift.

Etwas bedrückt teilte ich dem Direktor, der mit Oberlehrer Zeck unter vier Augen gesprochen hatte, den Klassenbeschluss mit und fügte hinzu, das entlaste doch den Engel, der entsetzlich dumm sei.

Der «Alte» blitzte mich zwar vernichtend an, dafür aber belaste es um so mehr andere

Leute, ob mir das auch klar geworden sei.

Es kam, wie ich berechnet hatte. Wir bekamen zwei Stunden Arrest, die Zeck mit uns zusammen absitzen musste, und damit war die Sache ausgestanden. Als der Knabe Engel sich dann bei mir anbiedern wollte, lehnte ich es mit völliger Herzenskälte ab.

Ich habe diesen Vorfall so ausgiebig berichtet, weil er mir später bei meinen strategischen Studien massgebender war, als die Werke von Clausewitz, Schlieffen und Delbrück zusammengekommen.

Später, viel später habe ich jahrelang «Ideenstatistik» getrieben. Um festzustellen, nach welchen Gesetzen die Gedanken, Vorstellungen und Einfälle dem Rhythmus der Jahreszeiten, ihrer Kurve folgen, stand ich regelmässig zwischen zwei und drei Uhr nachts auf und arbeitete bis gegen fünf oder sechs Uhr. Dann war ich schon in Schwung und ging spazieren. Am liebsten in die «Theken» in der Nähe der Rangierbahnhöfe. Dort freundete ich mich ein wenig mit den Damen an, die dort ihren Morgenkaffee tranken. Erst recht auch mit den massiven Burschen, die dort zu finden sind. Das steile Literaturhochdeutsch, das ich immer ausschliesslich gesprochen habe, unterschied sich von ihrem Idiom kaum weniger als von Zürichdeutsch. Kaum jemals haben sie mich aber deswegen mit mürrischem Misstrauen gleich als «feindlichen Ausländer» oder als Spitzel angesehen. Man konnte sehr gut Intelligenzfragen an sie richten. Einmal fragte ich einen, der so aussah, als könnte er wohl auch ein wenig vom Schmuggeln verstehen: «Wissen Sie, warum man die Besucher bis zur Gartentüre begleiten muss?»

Der Mann dachte, ich wolle ihn anöden und sah mich schief an: «Was heisst hier müssen? Das wird wohl wejen die Höflichkeit sind.»

«Nein», klärte ich ihn auf, «man tut es, um zu wissen, dass der Mann richtig aus dem Hause kommt.»

Sofort kapierte der Mann, dass ich ihm gar keine feinen Manieren beibringen

PETER HAMM:

## Besuch bei Nelly Sachs, einer «Schwester Kafkas»

Es war vor sechs Jahren, an einem beliebigen Nachmittag, als ich zum erstenmal die Gedichte aus dem Buch *Sternverdunkelung* der mir bis dahin völlig unbekannt Nelly Sachs las, Gedichte, wie ich sie in deutscher Sprache zuvor von keiner Frau je gelesen hatte. Ich habe jenen Nachmittag noch derart lebendig vor mir, als sei er gestern gewesen, denn die Verse jener Frau trafen mich so ganz und gar, wie einen sonst nur die erste Begegnung mit einem besonders geliebten Menschen zu treffen vermag. So musste ich noch an demselben Nachmittag der Dichterin Nelly Sachs schreiben. Der S. Fischer Verlag (bei dem 1949 *Sternverdunkelung* erschien) besorgte die-

sen Brief, und eine Woche später bereits erhielt ich aus Stockholm den ersten, überströmend herzlichen Brief aus einer langen Kette von wunderbaren Schwesterbriefen, die hoffentlich noch lange nicht abrisst. Hier offenbarte sich rückhaltlos eine heillos isolierte Seele mit ihrer jahrelang aufgespeicherten Liebe und Grösse.

Wer denn auch kannte bis 1955 schon Nelly Sachs? 1947 war ihr erster Gedichtband, *In den Wohnungen des Todes*, im Berliner Aufbau-Verlag erschienen, der bald nach 1947 hinter dem Eisernen Vorhang liegen sollte; von der *Sternverdunkelung* wurde aus bisher unerklärlichen Gründen fast die gesamte Auflage

wieder eingestampft; ein kleiner Band mit Übertragungen schwedischer Lyrik, dem der Flüchtling ihrem Gastland auf ihre Weise Dank abstatten wollte, erschien ausgerechnet in dem obskuren Büchner-Verlag des Herrn Forestier alias Dr. Krämer: Wie auch sollte die von aller Welt Abgeschnittene um die Misere des deutschen Literaturbetriebs wissen? Und der Literaturbetrieb seinerseits; boten für ihn Verse, deren einziger Inhalt «der entgleiste Stern *Israel*» ist, eine Attraktion? Und durfte die Universalität dieses Inhalts überhaupt wahrgenommen werden? Denn von Nelly Sachs zu reden, hätte bedeutet, von ihrem Volke, dem auserwählten und dem geschlagenen aller Völker zu reden. Und da waren die kühnsten literarischen Experimente dann doch noch bequemer! Dabei gab es schon einige prominente Urteile. Doch

solchen Urteilen stand die Interesselosigkeit des deutschen Literaturpublikums schroff gegenüber, das ja noch heute – nachdem weitere zwei Lyrikbände publiziert und reichlich rezensiert wurden – von dieser «Schwester Kafkas» (Ragnar Thoursie) kaum mehr weiss als vom Judentum schlechthin; wie sagte doch Kafka: «Man unterdrückt den Nächsten doch viel besser, wenn man ihn nicht kennt, es entfallen dann die Gewissensbisse: darum kennt niemand die Geschichte der Juden.» Gerettet zwar (und gerettet «eine Minute nach Mitternacht», nämlich im ersten Kriegsjahr 1940 unter kaum wiederzugebenden Umständen), aber doch für immer heimatlos im Stockholmer Exil, hat Nelly Sachs ihre einzige Heimat in der Sprache gefunden, in jener Sprache der Henker, die sie vor dem Selbstmord errettete, in-

wollte, sondern ganz etwas anderes meinte. Wir kamen in ein tief philosophisches Gespräch, was es auf sich habe mit dem guten Benahmen, zum Beispiel man auch einen Feind am besten zuerst durch die Türe lässt und dass, wer zuerst grüsst, auch zuerst die Hände hoch hat. Ich wies ihm streng nach, dass man jede Höflichkeitsform auch als Schutzmassnahme gegen Gangsterkonkurrenten auffassen und auslegen könne. Diese Metaphysik der Sitten gefiel ihm so ausnehmend, dass er mir zum Schlusse grinsend gelobte, ein wahrer Gentleman und Cavalier zu werden. Dazu spendierte er eine Molle und einen Riesencognac.

Aus der Psychoanalyse kam ich mit der Überzeugung, dass Menschen in Krisenzeiten, in Schwellenepochen wichtiger sind als Institutionen. Wenn die Staatsverfassungen wechseln wie das gute und schlechte Wetter über dem Becken des Zürichsees, wären die Persönlichkeiten länger als die Einrichtungen. *Die Meinung eines ehrlichen Menschen war mir daher wichtiger als Bankgarantien, die doch nur für «reine» Geschäfte gegeben werden können.*

Wenn man mit Menschen als dem Wertvollsten rechnet, ergibt sich das Verbot, die Menschen zu vergeuden. Dem grossen Marschall Moritz von Sachsen wurde einmal ein Handstreich vorgeschlagen. Er sah nicht recht den Zweck ein und machte es geltend. Darauf sagte man ihm, es würde höchstens 15 bis 20 Grenadiere «kosten». «Vingt grenadier?» rief er empört. «Passe encore pour vingt officiers généraux!»

Der Mensch ist sehr zuverlässig, wenn man ihm immer nur das zumutet, was er kann und wollen muss.



dem sie sie in die Sprache der Opfer, in den Mund Israels verwandelte. Die Opfer aber rechneten schon nicht mehr mit den Menschen, «all unsere Herzenseinfalt verflüchtigte sich an diese fixierten Horizonte, auf die horizontalen Linien, dies war die wahre Landschaft «menschlicher Unschuld», schon verwischten sich die Gesichter unserer Familien, man verlor sie aus dem Auge», schrieb Jean Cayrol nach seiner Errettung aus Buchenwald. An diesem Punkt aber, an dem sich die Gesichter verwischen, beginnen die Gesichte, begann seit jeher die Mystik, auch der Chassidismus, ohne dessen Verständnis man das Werk der Nelly Sachs kaum verstehen kann. Chassidismus meint laut Martin Bubers «Verkündigung der Wiedergeburt» – «man soll die Worte sprechen, als seien die Himmel geöffnet in ihnen, und als wäre es nicht so, dass du

## ANNA MARIA ORTESE: *Die Stadt ist verkauft*

EINE ERZÄHLUNG

Ich fahre im Taxi durch den Park, in Richtung auf eine am Rande der Stadt gelegene Zone zu, ein flaches und fahles Gebiet, das zerrissen ist vom Pfiff der Züge. Ich verlasse Mailand nicht, ich übersiedle nur von einer Peripherie in eine andere. Ich bin weder traurig noch froh. Vom Fenster des Autos aus bewundere ich diesen herrlichen Garten, der wie im Herbst ganz verschleiert ist von einem hauchdünnen, reglosen Vorhang aus Nebel. Welche Ruhe, welche Majestät, welche Schönheit! Hinter diesen Schleiern haben die Schatten der Bäume (die Biegungen der Alleen, das Dickicht des Laubwerks) wie hinter einem fast undurchsichtigen Kristall die Weite und den Adel einer Bühne. Es ist adlig, dieses Mailand, denke ich erstaunt. Das Auto flieht dahin wie ein Pfeil, und jetzt erblicke ich über den Bäumen und Beeten die klaren Perspektiven neuer Paläste und all das Glas und den Marmor der Fassaden; ich denke an den Luxus und die Ruhe jener Häuser.

Wir sind schon beim Nordbahnhof, in der Via Dante, und fahren eilends dem Zentrum zu, dem Dickicht des Verkehrs entgegen, wo sich als grosser weisser Fleck das Bauwerk des Doms abzeichnet. Wir biegen in den Corso ein, und auch hier stehen wieder Paläste, Paläste, Paläste, und weiter drüben, bei San Babila, Paläste, Paläste, Paläste, ein blendendes Meer aus Marmor, aus Glas, aus kostbarem Material. Es ist reich, dieses Mailand, denke ich erstaunt. Ich denke es ohne irgendeinen feindseligen Hintergedanken, nur voller Erstaunen. Wie reich es ist, wie herrlich!

Vor einem Haus im Corso Buenos Aires steige ich aus, weil ich noch andere Koffer abholen muss. Ich betrete einen Korridor, dann noch einen weiteren. Hier ist alles alt, schäbig, auf täuschende Wirkung hin angelegt. Im Treppenhaus,

auf den schwarzen und zerbrochenen Stufen: Kohlblätter und ein dickes Hühnerbein, gelb wie die Sonne, das ich mit dem Fuss wegstossen muss. Eine baufällige Galerie zieht sich rings ums erste Stockwerk, wie ein ungedeckter Gang, dort klaffen einige Türen und vergitterte Fenster, Ausdruck eines Verfalls und einer Einsamkeit, die etwas Unwirkliches hat. Auch hier habe ich gewohnt, in jenem Zimmer dort hinten.

Ich stecke einen Schlüssel ins Schloss, stosse die Türe auf, und sogleich umhüllt mich ein unbestimmbarer Geruch von schadhafte Dingen: vielleicht Holz, Bücher, Gewänder, was weiss ich. Ein Mistkäfer sucht in dem Halbdunkel die Türe zu erreichen, ausgerechnet die Türe meines ehemaligen Zimmers. Er hält sich mühsam aufrecht, vielleicht vergiftet von dem weissen Pulver, das im Haus ausgestreut wurde, aber er hält sich immerhin noch aufrecht und geht zu der Türe. Kleine Schweissperlen bedecken meine Stirn, obwohl es gar nicht warm ist, ich schliesse die Augen; ich hätte Lust, etwas zu trinken. Aber nein, nein, es ist vorbei.

Ich raffe meine Sachen zusammen, eilig, und kehre in den Korridor zurück; hier höre ich beim Hinausgehen hinter einem Vorhang, der den Vorplatz von der Küche trennt, ein gleichmässiges Atmen, das manchmal ganz aussetzt und dann wie mit dem müden Rauschen des Sogs am Strand wieder anhebt. Aber es ist ein menschlicher Sog. Dort hinten wohnt die Signora Elisa, eine etwa fünfzigjährige Krankenschwester. Ihr Mann und ihr Sohn sind in Deutschland umgekommen, ihr Haus ist zerstört, sie lebt, so gut es geht; nachts wacht sie bei Kranken, und am Tag ruht sie sich aus, und so geht ihr Leben dahin: hier in Mailand. Ich öffne diskret den Vorhang. «Signora Elisa!» rufe ich.

«Ich bin da, ich bin da!» antwortet sie, jäh aufschreckend, mit farbloser Stimme.

«Ich wollte Sie nur noch rasch grüssen. Ich ziehe um.»

«Ah, Sie ziehen um, Sie gehen fort!»

Ich sehe ein Stück des Bettes, zwischen dem Schüttstein und dem Gasofen. Darum herum: ihre Koffer. Auf einer schmiegrigen Konsole, die mit einer Zeitung bedeckt ist, zwei Bilderrahmen, der eine grösser, der andere kleiner, zwei unscharfe Photographien: der Mann, der Sohn.

«Signora Elisa», möchte ich zu ihr sagen, «aber was tun Sie denn hier? Nehmen Sie die Koffer, nehmen Sie die Bilder, schnell, und kommen Sie fort von hier!»

«Ich hab' geschlafen», sagt sie sanft, indem sie sich aufrichtet, mit ihrem völlig grauen, ungekämmten Kopf, und mich mit zwei hellblauen Augen ansieht, deren Blick frei und doch leicht verschleiert ist wie der Himmel über der Stadt. «Ich wusste nicht mehr, wo ich war. Die Uhr geht nicht mehr.» Nein, sie geht nicht mehr, keine Uhr geht mehr, in gewissen Gebieten der Stadt. Die Nacht folgt der Nacht, der Winter dem Winter; und es ist nie Tag, nie ein richtig weiter und lichterfüllter Tag, und auch nicht Frühling; nur von draussen dringen manchmal Geräusche und Lichter herein.

«Ich werde Sie besuchen kommen, Signora Elisa», lüge ich. «Ich werde Sie manchmal besuchen kommen, am Sonntag, und wir werden zusammen Kaffee trinken. Aber jetzt legen Sie sich wieder hin und schlafen Sie. Es tut mir leid, wenn ich Sie, um Sie zu grüssen, aufgeweckt habe.»

Und ich empfinde Gewissensbisse darüber, dass ich weggehe, während ihre lebenswürdigen Augen freundschaftlich lächeln und sich wieder schliessen. Ich empfinde Gewissensbisse, weil die Signora Elisa nie mehr fortgehen wird aus diesem Hause, aus diesem kalten Herzen, dem toten Herzen Mailands.

Ich fliehe, diesmal, und beim Hinausgehen dünkt mich das Licht um eine Spur heller und die Luft trockener, viel-

das Wort in deinen Mund nimmst, sondern als gingest du in das Wort ein», sagt ein chassidischer Zaddik. Wenn einer aber wahrhaft in das Wort eingegangen ist, so ist es, «als schüfe er Himmel und Erde und alle Welten von neuem». Dabei ist das Faszinierendste am Chassidismus – und damit an Nelly Sachs –, dass er alles, also auch das Böse (und selbst die Henker), als Teile des göttlichen Prinzips betrachtet; und nur eine solche von der Notwendigkeit des Fallens und Hinterbens überzeugte Philosophie («ja, damit der Mensch sich erheben kann, muss er fallen»: Baalschem) konnte ja nach dem furchtbarsten Fall eines Volkes und dem furchtbarsten Hinsterven eines anderen Volkes noch in der Lage sein, noch einmal – und gerade jetzt – ihre Stimme zu erheben, und als Verkünderin dieser Philosophie verkündet Nelly

Sachs auch die christlichste aller christlichen Botschaften, nämlich die, dass man sein Leben verlieren muss, um es zu gewinnen.

«Wo wohnen heute die Dichter?», fragte kürzlich H.M. Enzensberger im «Merkur» (Nr. 138), «Tusculum ist zur Spielwiese der Touristen geworden, die Villen am Tegernsee und am Lago Maggiore beherbergen Schlagerkomponisten und Filmstars. Aber auch der Traum der Bohème ist ausgeträumt. Die Absinthkneipen sind blitzblanken Espressos gewichen, die Landstrassen von der Funkstreife kontrolliert. Wo alle maudits sind, gibt es keine verdammten Dichter mehr. Die wenigen, auf die es ankommt, wohnen irgendwo, in der Nähe von überall. Im Zentrum von Stockholm erhebt sich über der alten Schleuse, zwischen Altstadt und Südstadt, die modernste Strassen-

kreuzung Europas, ein brausendes Kleeblatt aus Rampen, Brücken und Treppen. An einem kalten, sonnigen Wintertag ist es erfrischend, am Südufer des Mälaren, dessen Eisdecke hinüberglitzert bis zum Stadthaus und zu den Fabriken und Lagerhäusern am Nordufer, eine halbe Stunde lang spazierenzugehen. Dieser Weg führt bald in stillere Viertel. Wer das Land nicht kennt, mag die grossen Wohnhäuser am Strand für bürgerliche Reservate halten. In Wirklichkeit gerät der Fremde in eine ausgesprochene Arbeiter-Wohnggend: Selbstbewusstsein und Komfort hat sich das schwedische Proletariat schon in den zwanziger und dreissiger Jahren erobert. Dort, zwischen dem ordentlichen Paalsundspark und den kleinen Lebensmittelgeschäften gegenüber, könnte der Besucher, wenn er es darauf abgesehen

leicht infolge des Gegensatzes zu dieser Finsternis und dieser Feuchte. Während ich an der Portierloge vorbeigehe, erblicke ich im schwachen Licht des ärmlichen Gelasses den Pförtner. Er ist ein gelber Mann, fast durchscheinend vor Magerkeit, mit einem sonderbaren Lächeln, halb aufmerksam und halb gleichgültig, wie wenn etwas in ihm, das ursprünglich lebendig war, vom Leben überwältigt worden wäre, von der Gewohnheit, den harten, kargen Gesetzen der Stadt. Wie wenn über das Auge sich der Schleier des grauen Stars legt, so liegt diese Gleichgültigkeit über dieser Aufmerksamkeit.

«Signor Carlo, ich komme Sie noch rasch grüssen», sage ich und trete näher. «Ah, dann ziehen Sie also um und gehen fort!»

«Ich ziehe um, ja», sage ich schen. «Haben Sie denn eine Wohnung gefunden? Und wo?»

«Zwei Kämmerchen, am Ende des Viale Corsica.»

«Das ist nicht hier in der Nähe», sagt er mit einem kleinen Lächeln.

Er ist ein guter Mann, aber es ist nur gerecht, dass er sich freut, weil ich nichts Besseres gefunden habe. Weshalb hätte gerade ich etwas Besseres finden sollen? Carlo und ich wissen, wie hart es ist, im Schatten zu leben, schon so viele Jahre lang, seit der Kindheit vielleicht; und immer unter den Füßen abgenützte Fussböden zu haben, und ringsherum schadhafte Wände, und über dem Kopf Plafonds voller Flecken und Beulen; und nie eine Terrasse vor sich, jene breiten Fenster und jenen Marmor, die die Sonne und das Licht so überfluten. Niemals für Carlo und für mich Sonne und Licht. Niemals für Carlo und für mich und für Millionen von Menschen wie wir Sonne und Licht.

«Hat's dort Sonne? Hat es Licht?» fragt er.

«Draussen, ja», sage ich und bin froh, dass ich ihn erfreue.

«Bei mir drin nicht, ein Fensterchen unter dem Dach. Und auch einen Balkon,

aber er schaut nur auf eine Mauer hinaus.»

«Immer Mauern! Mauern!» sagt er. Jetzt plötzlich schaut er mich mit schielendem Blick an. Sein gleichgültiges Auge ist wie ausgelöscht, und Zorn ist hinter der Aufmerksamkeit des andern erschienen. Infolge des Zorns ist sein Blick schielend geworden.

«Mauern? Ach, Mauern? Weshalb Mauern?» sagt er und kommt fast auf mich zu, wie wenn ich ihm etwas Ärgerliches gesagt hätte.

Ich weiss nicht, was ich antworten soll.

«Man muss sich zufrieden geben», sage ich.

«Aber Mauern, nein», sagt er. «O nein, Mauern sind nicht nötig. Die Mauern sind übertrieben.»

«Beruhige dich, Carlo», legt seine Frau sich ins Mittel. «Das sind Dinge, die uns nichts angehen.» Sie reicht mir einen Zettel. «Das da ist für Sie, fürs Licht.»

Sie ist eine ältere starke Frau. Sie hat das selbe gleichgültige Auge wie der Mann, mit einem Stich ins Wilde. «Das Auge derer, die etwas erreicht haben», denke ich. Und doch hat sie nichts erreicht. Auch das Auge des Mannes ist jetzt wieder gleichgültig geworden. Es steht weit offen und ist gleichgültig.

«Die Mauern... das Licht!» sagt er dumm.

Auch er wird nie mehr hier herauskommen.

Der Fahrer draussen ist ungeduldig geworden. Er schaut hierhin und dorthin, sehr verdrossen über mein Säumen. Er setzt den Wagen sogleich in Bewegung. Und die Stadt beginnt wieder vorbeizufliessen. Nach und nach verlieren sich die letzten Marmorpaläste, die Häuser voller Licht, es verschwinden die Balkone und die Terrassen aus Glas, und auftaucht das schwere und dunkle, das drohende und finstere Meer der Aussenquartiere, wo das alte Volk von Mailand wohnt. Es gibt offene und geschlossene Aussenquartiere, Aussenquartiere für Reiche und solche für Arme, Aussen-

quartiere für Menschen und Aussenquartiere für solche, die keine Menschen mehr sind. Dies ist ein Aussenquartier für solche, die keine Menschen mehr sind.

Auch die neuerbauten Häuser haben etwas Uraltes. Rauch und Staub haben die jungen Fassaden sogleich mit einer schmierigen Kruste überzogen; die Fenster sind eng wie Schlitzte; vor den Häusern gibt es keine kleinen Gärtchen, sondern düstere Trottoirs, aufgegrabene Plätze, wo die Hunde schlafen. Irgendein Kind spielt einsam zwischen den Steinen.

Wir fahren an einer Reihe von Baracken vorbei, die von einem langen, melancholischen Platz umgeben sind, der ein wenig wie ein Garten und ein wenig wie ein Hof aussieht. Wolken von dichtem, dickem Rauch hüllen sie ein, als wäre er von einem unsichtbaren Brandherd aufgestiegen. Es ist jedoch nur ein Haufen Abfall, der ohne Flammen in einem Winkel des Platzes glost. Eine junge, rotgekleidete Frau mit einem Gesichtchen, so klein wie eine Faust, hängt Wäsche an ein Seil. Ein Alter mit verdummtm Gesichtsausdruck sitzt auf einem schiefen Stuhl vor einer Schwelle. Knaben sind dabei, langsam Holz zu schleppen. Langsam ist das richtige Wort. Alles ist langsam, beinahe unbeweglich in diesem Winkel, wie wenn es nichts mehr zu hoffen, zu tun, zu besitzen gäbe. Alles ist unbeweglich, verschlossen, fertig. Wie an gewissen Tagen in Neapel, wie an so vielen Tagen in ganz Italien.

«Das dort ist mein Haus», sagt mit einemmal der Fahrer zu mir. «Wo jener Baum steht.» Der Wagen fährt weniger schnell, und ich schaue auf das Haus und den Baum. Das Haus ist eine graue, schmale Baracke mit einem herunterhängenden Blechdach, die Vorderseite war ursprünglich blau, jetzt ist sie vom Regen und von der Sonne gebleicht. Der Baum ist ein wirklicher Baum, ein dünner, zarter, wunderbarer Baum voll kleiner rosa Blüten, die die Kelche wie Mäuler zum Himmel emporhalten. Sie scheinen begierig darnach, zu atmen, sich zu öffnen, zu leuchten; aber zu Füßen des

Baumes ist die Erde aus Stein, das Gras wie Staub.

«Auch der Baum?» frage ich. Er hat nicht verstanden.

«In Mailand hat es immer Platz», sagt er, wie wenn er eine Lektion wiederholte. «Ein Dach über dem Kopf findet man immer.»

Ich habe ihm nichts entgegenzuhalten. Auf irgendeine Weise ist es sogar wahr: Platz hat es immer, ein Dach findet man immer.

«Jedoch...» sagt er. Seine schwarzen, schweren, uralten Augen schauen ringsum mit dem besondern Ausdruck dessen, der etwas Neues betrachtet und der langsam überlegt.

«Es ist, wie wenn sie uns immer mehr in den Hintergrund drängen», sagt er wie zu sich selber, nachdenklich. «Die Stadt breitet sich aus, und wir geraten immer mehr in den Hintergrund. Einmal waren wir näher dran, oder täusche ich mich? Jetzt entfernen sich unsere Häuser immer mehr von der Stadt. Aber wer ist denn in der Stadt? Ist sie verkauft worden? Für wen bauen sie? Wahrhaftig...»

«Damit intensiv gebaut werde, arbeiten sie Tag und Nacht daran, Marmorhäuser aufzurichten, und der Lärm der Fabriken steigt bis zum Himmel», antworte ich töricht. «Wie wenn sie gekauft worden wäre... verkauft.»

«Gekauft... verkauft...» Der Mann beginnt zu lachen. «Aber wem denn eigentlich?» Doch sogleich schweigt er und fügt nichts mehr hinzu.

Ich sehe, hinter seinem Rücken, dass sein Ohr rot ist wie ein Blutfleck über der schwarzleinenen Jacke. Jetzt gibt er Gas, fliegt dahin wie ein Verrückter. Wie einer, der etwas Trauriges verstanden hat, der gedemütigt ist und sich schämt.



hätte, zu gewissen Stunden des Vormittags einer zierlichen, freundlichen, scheuen älteren Dame begegnen: der grössten Dichterin, die heute in deutscher Sprache schreibt. Sprich ihn nicht aus, den Superlativ! Geh vorbei, Frem-

der! Denn die kleine Wohnung im zweiten Stock, deren Fenster auf den See hinausblicken, ist eine Zuflucht, die Freistatt einer Verfolgten...»

Ein Blick auf jene kleine Wohnung im 2. Stock von Bergsundsstrand 23 und ihre Bewohnerin sei noch gewährt. Enzensberger irrt sich, wenn er glaubt, auch das Haus Nr. 23 beherberge schwedische Arbeiter: Das können keine Arbeiterfrauen sein, die mir im Lift begegneten, grusslos und mit Augen, die durch mich hindurchgingen. Das sind Flüchtlinge gleich Nelly Sachs oder Überlebende aus den Mordlagern, und hier hat man ihnen, die es nach Stockholm verschlug, ein Haus gemeinsam angewiesen, und von hier aus versuchten sie, nochmals «anzufangen». Doch das gelang kaum einer. Im wattierten Wohlfahrtsstaat bleiben auch die Geretteten Flüchtlinge: sie

wissen zu viel. Die Jungen und Jüngsten zwar, die in den Lagern noch Kinder waren, versuchten sich einzurichten, heirateten untereinander; aber ihre Ehen wurden längst wieder geschieden, die Männer trieb es nach den USA oder sonst wohin, Frauen und Kinder blieben zurück, ausgesetzt in jenem äussersten Norden, «wo die Erde schon angesichtslos wird». Und die Älteren unter den Überlebenden, für sie gelten sowieso keine unserer Übereinkünfte mehr: viele von ihnen sind krank, nicht nur körperlich; manchmal verschwinden sie für einige Wochen in die unauffälligen Anstalten, dann bringt man sie wieder, schlaflos wie zuvor und mit diesen Augen nur für die Vergangenheit. Nachts bevölkern sie ihre Zimmer mit den geliebten Toten oder es erscheinen ihnen die Mörder: da hilft kein Schrei und kein

Gebet. Nelly Sachs, selbst angegriffen und ausgehöhlt von ihren Gesichtern, sie wacht mit diesen Ärmsten der Armen, sie trägt auch noch deren Gesichte, besingt auch noch deren Tote. «Jahrelang war nicht an Schlaf zu denken», schrieb sie in ihrem ersten Brief, bis 1950 wachte sie Nacht für Nacht bei der schwerkranken, über alles geliebten Mutter, sass im Dunkeln, ihren Atemzügen lauschend, beschrieb im Dunkeln Papier, in das das tags gekaufte Gemüse gewickelt war: Am Morgen fand sie dann seltsame, ineinandergeflossene Zeilen, kaum mehr lesbar, Bausteine für Gedichte, die allein ja noch diese Frau am Leben erhielten. Jetzt noch flieht sie normaler Schlaf, und Nacht für Nacht, wenn ich von Verabredungen in der City zurückkam, sah ich das Licht ihres Zimmers über den Mälar leuchten, wie einst wohl Flauberts



## Die Revolte des Dichters Georg Heym

AUF DEN SPUREN RIMBAUDS — ABER IN DEN  
BAHNEN BÜRGERLICHER KONVENTION

Ende April 1911 erschien in dem damals noch sehr kleinen Verlag von Ernst Rowohlt ein schmaler Band unter dem Titel «Der ewige Tag, Gedichte von Georg Heym». Zu Lebzeiten Heyms blieb «Der ewige Tag» die einzige Veröffentlichung; das Erscheinen des Novellenbandes «Der Dieb» erlebte er nicht mehr. Am 16. Januar 1912 ertrank Georg Heym zusammen mit seinem Freund Ernst Balcke beim Schlittschuhlaufen in der Havel. —

Georg Heym, am 30. Oktober 1887 in Hirschberg (Schlesien) geboren, gehört zu der Generation der Trakl, Stadler, Kafka und Benn, zu jener Generation also, mit der in Deutschland eine neue literarische Bewegung beginnt. Seine Gedichte und Novellen entstanden fast alle 1909 bis 1911; während dieser Zeit erfolgte der Durchbruch zur eigenen poetischen Aussage. Plötzlich und nahezu unvermittelt werden Sprache und Thema gefunden; seine literarische Produktion kommt einer Entladung gleich.

Heym hat vom Dezember 1904 bis zum Dezember 1911 mit ziemlicher Regelmässigkeit Tagebuch geführt. Zumindest bis 1907 sind die Eintragungen literarisch unergiebig. Überall dort, wo von geistigen, dichterischen und künstlerischen Problemen die Rede ist, werden Klischees benutzt. Indessen sind die Tagebücher der ersten drei Jahre wichtige Zeugnisse für Heyms Auseinandersetzung mit seiner Umwelt, mit Elternhaus und Schule.

Georg Heym entstammt einer preussischen Beamtenfamilie; der Vater des Dichters war zuletzt kaiserlicher Militäranwalt in Berlin. Er wird uns geschildert als die Verkörperung pflichtbewusster, preussischer Engstirnigkeit, kritiklos er-

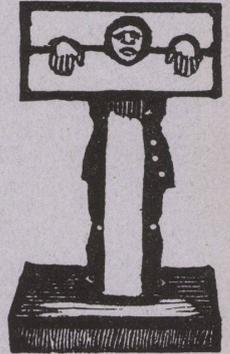
geben den Mächten von Thron und Altar und als bigotter Tyrann im Kreise seiner Familie. Die Mutter, Tochter eines Staatsanwaltes im Dienste des Fürsten Pless, war zu weich, zu wenig Persönlichkeit, um gegen die despotische Art ihres Mannes sich durchsetzen zu können. Bei der eigenwilligen, zu unbeherrschten Ausbrüchen neigenden Natur Georg Heyms wundert es nicht, dass es gerade während der Pubertät zu Spannungen und Auseinandersetzungen mit dem Vater kommt. Doch noch im November 1911 notiert er in sein Tagebuch: «Einem Literaturhistoriker muss es von grossem Interesse sein, später einmal meinem Weg nachzugehen. Ich glaube, er wird da viel Interessantes finden. Nur eines: Ich wäre einer der grössten Dichter geworden, wenn ich nicht einen solch schwejnernen Vater gehabt hätte. In einer Zeit, wo mir verständige Pflege nötig war, musste ich alle Kraft aufwenden, um diesen Schuft von mir fernzuhalten. Wenn man mir nicht glaubt, so frage man meine Mutter nach meiner Jugend.»

Diese Stelle ist bekannt, und sie wird gerne zitiert zum Beweis der Schwere der Auseinandersetzung und ihre Folgen für die Entwicklung des Dichters, ohne zu bedenken, dass der Text, in gewisser Weise für den künftigen Literaturhistoriker geschrieben, deutliche Züge einer Stilisierung auf ein aussergewöhnliches Schicksal hin zeigt. Dennoch ist zweifellos die Auseinandersetzung mit dem Vater für Heym ein zentrales Problem, zumal die von ihm geliebte Mutter ihn nicht versteht. Gegen die Gedichte aus dem «Ewigen Tag» wendet sie ein: «Du hast keine edle Seele. So was kann ich nicht lesen. Wer wird denn so etwas

lesen? Edle und zarte Seelen kaufen doch so was nicht... Georgel, Goethe und Schiller haben doch auch anders gedichtet. Warum schreibst du denn nicht im «Daheim» oder in der «Gartenlaube»...?» Sie fühlte sich abgestossen, was zu verstehen ist, wenn man bedenkt, dass epigonale Goldschnitt-Lyrik die poetischen Bedürfnisse des Bürgertums befriedigte und ihre Erzeugnisse die Muster abgaben, nach denen man neue Gedichte zu beurteilen pflegte.

Die Auseinandersetzung mit den engen, einen jungen, ehrgeizigen und phantasiebegabten Menschen bedrückenden Verhältnissen geschieht zunächst indirekt. Bei den Tagebuch-Aufzeichnungen Heyms fällt vor allem der hohe Anteil an Notizen auf, die sich auf Wunschvorstellungen beziehen. Gelegentlich nennt sich Heym einen «Ringenden zur Schönheit», einen sich Sehnenenden nach einem «Augenblick strahlenden Glücks». Wunschvorstellungen und Äusserungen des Zweifels an sich selbst, die nicht minder jugendlich-romantische Attitüden sind, wechseln einander ab. Zum Stil dieser Reflexionen gehört auch das Kokettieren mit dem Selbstmord. Über den Selbstmord eines etwa gleichaltrigen Bekannten schreibt Heym in sein Tagebuch: «Das muss unsagbar schön sein, Hand in Hand mit der Geliebten die Sonne sinken zu sehen und zu fühlen, wie mit dem letzten Strahl auch unser Leben sanft entschwindet. CO bewirkt das!» In Wirklichkeit aber ist der Tod für den Schreiber nur eine schaurig-schöne Metapher, ein literarischer Topos. Heym stellt in seinem Zimmer einen Totenschädel auf und bekränzt ihn mit Weinlaub. Dem Zustand seelischer Labilität entsprechend werden auch die Vorbilder gewählt. An erster Stelle steht Hölderlin, und zwar der Hölderlin des «Hyperion» und der Diotima, die Gestalt des reinen und schönen Jünglings. Dann Kleist, Büchner, Grabbe und Novalis — Gestalten, die für Heym und seine Generation zum Mythos vom tragischen Dichterschicksal wurden. Nicht weniger auf-

schlussreich für die Problematik des Jungendlichen ist das Nietzsche-Erlebnis auf Grund — wie könnte es anders sein — der Zarathustra-Lektüre. Tagträume und Wunschvorstellungen, euphorische und depressive Stimmungen, die Wahl literarischer Vorbilder und die Identifikation mit ihnen, alle diese Ausdrucks- und Verhaltensweisen sind Formen der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Dazu gehören auch die von Heym geradezu pedantisch registrierten Erfolge oder Misserfolge bei Mädchen. Nach dem Katalog von Namen, die im Tagebuch erwähnt werden, und den dazu gemachten Notizen, übersteigt die Zahl der realisierten Beziehungen — von den erwünschten, aber nicht realisierten ganz abgesehen — bei weitem das übliche Mass dessen, was man Schüler-Poussagen nennt. Die Motive hierfür — sieht man von der starken Triebhaftigkeit Heyms ab — sind, bis zum Affront gegen das bigotte Elternhaus, sozial bedingt. Doch hinzu kommt ein Gefühl der Einsamkeit, das sich nicht allein aus der Pubertät erklären lässt, eine labile seelische Konstitution und damit verknüpft ein fast übersteigertes Bedürfnis, sich bestätigt zu sehen, sich anerkannt zu wissen. Kontaktschwäche und Narzismus lassen Heym — vor allem in der Neu-Ruppinerzeit — fortwährend Bilder einer über-



Lampe den Seinesfischern geuchtet haben mag. Schwer, etwas «Interessantes» über Nelly Sachs, ihr Leben, zu sagen. Sie ist, wie ihre Gedichte sind: vom Geheimnis umgeben und geführt, eine Seherin, die nicht mehr Fluch, sondern nur noch Segen sprechen kann.

Sie ist in allem das radikale Gegenteil zu Else Lasker-Schüler, mit der man sie in letzter Zeit so oft verglich, stammte die Lasker-Schüler ja ursprünglich von spanischen Juden ab, weshalb ihre Vorstellung vom Judentum immer etwas «Makkabäisches» hatte (wie Karl Kraus berichtete); sie liebte die «wilden Juden», und ihr Verhältnis zur jüdischen Mystik blieb stets ein literarisches, während Nelly Sachs ganz ausschliesslich aus dieser Mystik lebt und schreibt und allein Verfolgung und erduldetes Leiden für sie Bedeutung haben: «Gott übt an dir Zer-

brechen: du bist in der Gnade.» So ist auch in ihren Gedichten — im Gegensatz zu denen der Lasker — nichts Privates zu finden, und selbst wenn sie von ihrem ermordeten Bräutigam spricht, wendet sich jedes Wort gleich ins Allgemeine, Absolute, wie sie auch in all ihren Gesprächen mit mir kaum je eine Station ihres Kreuzweges erwähnte, wenngleich das Übermass an erduldeten Leiden hinter jedem gesprochenen Wort mit Schwung und allein schon aus dem wunderbar gütigen Antlitz der Dichterin beredt genug war.

Wie überglücklich sie war, dass jemand aus Deutschland sie in ihrem Exil besuchte! Tage- und nächtelang galten die Gespräche diesem Deutschland, an dem trotz allem ihr ganzes Herz hängt; immer wieder aufs neue sprach sie von dem für sie unfassbaren Glück, dass

junge Menschen ihr plötzlich schreiben, sie besuchen. Überhaupt diese übermenschliche Freude aus Todestraurigkeiten gekeltert! Nur ein einziges Mal fand ich sie nicht mehr in dem Antlitz der Dichterin, als sie mir nämlich eines Nachts ihren eben entstandenen «Magischen Tänzer» (der im «Hortulus» Nr. 41 publiziert wurde) vorlas, und ich ihr Gesicht fast fürchtete, so streng war es geworden, so unnahbar. Und wieviel Strenge gegen sich selbst mag nötig gewesen sein, um aus dieser Überfülle von Leiden noch Kunst machen zu können! Dabei ist diese Frau ganz und gar nicht als «Artistin» angelegt; nur ist es so, dass sie Leben (und Sterben) auf unnachahmliche Weise gemeistert hat, und da bei ihr Leben und Werk tatsächlich noch eine Identität darstellen, spiegelt auch ihr Werk nur Vollkommenheit und be-

weist wieder einmal, wie sehr Inhalt und Form doch eins sind. Bezeichnenderweise waren die Bücher, die ich in ihrem Zimmer fand — Belegexemplare oder Geschenke — fast alle ungelesen, nur die Schriften der Mystiker waren zerfleddert. Trotzdem ist der literarische Instinkt der Dichterin untrüglich: Als ich zum Beispiel Höllersers «Transit» mit ihr durchlas, schied sie mit Leichtigkeit — selbst bei den experimentellsten Texten der Jüngsten — die Spreu vom Weizen. Und was ihre Freunde unter den schwedischen Dichtern betrifft, sind es zweifelsohne die kühnsten Artisten Skandinaviens, ob Karl Vennberg oder Agrnar Thoursie. Als ich eines Abends den Leninpreisträger, Dichterfreund der Neruda, Alberti und Breton, Artur Lundkvist, den Nelly Sachs noch nicht persönlich kannte, zu ihr nach Hause mitbrachte, verstand

steigerten, idealisch aller Wirklichkeit entrückten Liebe entwerfen, und von dieser Liebe Erlösung hoffen. Die literarischen Vorbilder, Hölderlins Diotima-Erlebnis, Novalis' poetische Verklärung seiner toten Braut Sophie von Kühn, vor allem aber die Romane Heinz Trovotens liefern Heym hierzu die Stimmungsklischees.

März 1907 ist das Neu-Ruppiner Exil an dessen zopfigem Gymnasium zu Ende. Heym besteht, trotz aller berechtigten Befürchtungen, das Abitur. Am 20. März notiert er ein einziges Wort in sein Tagebuch: «Frei.» Im Mai 1907 geht er nach Würzburg, um an der dortigen Universität – dem Wunsch seines Vaters entsprechend – Jura zu studieren. Die Würzburger Zeit ist für Heyms Entwicklung bedeutsam. Zwar fehlt auch jetzt nicht der outrierte Ton in den Aufzeichnungen. Mit kindlicher Akribie werden weiterhin alle neuen Mädchenbekanntschaften notiert und jede Stimmung sorgsam vermerkt. Immerhin: die allzu primitiven Klischees verschwinden langsam aus dem Tagebuch; es kommt zu selbständigen Erfahrungen und Erlebnissen. Vor allem wird der Versuch unternommen, diese Erfahrungen und Erlebnisse zu formulieren. Diese Wandlung bei Heym ist einmal entwicklungsbedingt, zum andern aber wird sie beschleunigt und intensiviert durch die für eine Weile glücklich verlaufende Beziehung zu einem Mädchen. Gewiss schiebt der Tagebuchschreiber Heym auch jetzt noch nach seinen literarischen Vorbildern, besonders nach seinem «lieben Hölderlin». Das eigene Erlebnis jedoch scheint so stark gewesen zu sein, dass die literarischen Reminiszenzen nur noch der Ausschmückung dienen und nicht wie bisher als Inhaltsersatz. – Ende 1908 ist Georg Heym wieder in Berlin; verdrossen und widerstrebend wird das Studium zum Abschluss gebracht. Alle Energie, aller Ehrgeiz sind auf das Hauptgeschäft gerichtet: auf die Poesie. Von nun an wird das Tagebuch zu einem aufschlussreichen Kommentar zu Heyms Dichtungen.

In Heyms Gedichten und Novellen spielt der Tod eine zentrale Rolle, vor allem der gewaltsame Tod: Mord, Selbstmord, Hinrichtung, Schlachtfeld und Leichenschauhaus sind immer wiederkehrende, fast monoman sich wiederholende Themen. Der Tod erscheint als dunkles, schicksalhaftes Verhängnis, dem Welt und Mensch unterworfen sind. Heyms Lebensgefühl ist pessimistisch und nihilistisch. In seinem Tagebuch taucht oft das griechische Wort Ananke auf; Ananke heisst Zwang, Notwendigkeit, Verhängnis. Der Schüler Heym kokettierte mit dem Tod; der Dichter dämonisiert ihn. Das Gefühl, ein böser Gott herrsche über die Welt, ist ihm tief vertraut. Im Tagebuch findet sich die Notiz: «Der gute Gott sitzt oben hinter den Wolken und rührt sich nicht. Da ist alles Stein, taub, hohl und leer. Viel eher ist die Idee eines bösen Gottes oder eines bösen Schicksals möglich. Denn, alles was geschieht, ist böse.» Im August 1910 schreibt er: «Wahrhaftig, gäbe es einen Gott, man müsste ihn an seinem Schlafrock auf das Schafott zerren für seine endlose Grausamkeit.» Innerhalb einer so gedeuteten Welt tragen die Menschen das Stigma des Verlorenseins. Heyms Menschen sind Bettler, Irre, Blinde, Gefangene, Besessene, Mörder und Selbstmörder: «Ein leeres, ganz leeres Zimmer, ganz grau. Ohne Fenster an den drei sichtbaren Wänden. Ohne Tür. Abend. Und nach hinten sich immer mehr vertiefende Dunkelheit. Rechts in der Ecke eine Art Schatten von zwei Männern. Sie sehen aus wie Brüder. Sie nehmen dieselbe Haltung ein. Wenn man näher züsähe, würden sie zerfliessen. Sie haben



hohe spitze Hüte auf. Sie sind in lange, graue Talare gekleidet. Ein Strick bindet ihre Hüften.» Diese Vision könnte ebenso in den Aufzeichnungen Kafkas stehen, zumal das Gefühl des Unheimlichen und Bedrohlichen durch die Beschreibung des Raumes vermittelt wird, eines fensterlosen Kerkers, in dem zwei Menschen wie schemenhafte Insekten sich bewegen. In einem solchen Bild spiegelt sich zugleich die Zeit wider, oder genauer gesagt, Heyms Gefühl dieser Zeit gegenüber. Die lähmende Langeweile, von der der Dichter so oft im Tagebuch spricht, ist nicht nur eine literarische Reminiszenz an das «Ennui» Baudelaires und Rimbauds. Gegen diese Langeweile protestiert Heym, romantisch genug, indem er das Aussergewöhnliche herbeisehnt: Katastrophen, Revolutionen und Kriege. «Geschähe doch einmal etwas. Würden einmal wieder Barrikaden gebaut. Ich wäre der erste, der sich darauf stellte, ich wollte noch mit der Kugel im Herzen den Rausch der Begeisterung spüren... Dieser Friede ist so faul, ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln.» Und an einer anderen Stelle heisst es: «... ich wäre mit einemmal gesund, ein Gott, erlöst, wenn ich irgendwo eine Sturmglocke hörte, wenn ich die Menschen herumrennen sähe mit angstzeretzten Gesichtern, wenn das Volk aufgestanden wäre und eine Strasse hell wäre von Picken, Säbeln, begeisterten Gesichtern und aufgerissenen «Hemden.» Heym sieht nur den enthusiastischen Ausbruch, den erlösenden Rausch, nicht aber den politisch-soziologischen Prozess, der mit Kriegen und Revolutionen verbunden ist. Typisch auch für den Romantizismus seines Verhaltens ist, dass er immer wieder den Gedanken erwägt, Offizier zu werden. Er beginnt sogar mit dem Studium orientalischer Sprachen, um später als Dolmetscher des Auswärtigen Amtes im Nahen Osten Verwendung zu finden. Auf den Spuren Rimbauds'; aber in den Bahnen bürgerlicher Konvention. Nicht minder bezeichnend ist, dass Heyms Begeisterung

für die Französische Revolution zusammengeht mit einer tief romantischen Verehrung Napoleons.

Wie die weitere Entwicklung des Dichters sich vollzogen hätte, ist schwer zu sagen. Die mit seiner Art zu produzieren verbundene Problematik deutet sich erstmals Ende des Jahres 1911 an. Im November schreibt er in sein Tagebuch: «Jetzt habe ich den Kampf. Denn meine Phantasie ist gegen mich aufgetreten und will nicht mehr wie ich will. Meine Phantasie, meine Seele, sie haben Angst und rennen wie verzweifelt in ihrem Käfig. Ich kann sie nicht mehr fangen...» Der erste Ausbruch einer eigenen, nicht mehr an Klischees hängenden dichterischen Produktion ist zu Ende. Eine Auseinandersetzung beginnt, über deren Ausgang wir nur Vermutungen anstellen können. Geistesgeschichtlich und soziologisch betrachtet, erscheinen heute Gestalt und Werk des Dichters beispielhaft, und zwar beispielhaft für eine Generation, die gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ordnung geistig und künstlerisch opponierte, ohne jedoch, befangen in idealistischen Vorstellungen und Denkgewohnheiten, aus der bürgerlichen Ideologie selbst sich lösen zu können. So blieb es bei einer literarischen Revolte, bei einem Protest, der sich psychisch als Depression äusserte, als Krankheit und tiefes Leiden an der Zeit oder als Gefühl, in der falschen Epoche zu leben. «Gäbe es Krieg, dann wäre ich gesund», so schrieb Heym; er erlebte den Krieg nicht mehr. Aber seine Generation, vor allem die, die gleich ihm von einer neuen Kunst und einer neuen Menschheit geträumt hatten, begrüssten den Krieg, als er endlich «aufgestanden» war, als die grosse Befreiung. Und doch, vor den Bildern, die Heym beschwor, reicht der soziologische Aspekt, so notwendig er in diesem Falle ist, nicht aus; denn, um es mit den Worten des Tagebuchs zu sagen, seine Dichtung ist «der beste Beweis eines metaphysischen Landes, das seine schwarzen Halbinseln weit herein in unsere flüchtigen Tage streckt». ■■

sie es mit grossartig intelligentem Charme, die marxistische Fassade, mit der Lundkvist sich üblicherweise umgibt, abzubauen und des Dichters wahres, universales Wesen zum Vorschein zu bringen. Was für ein Erlebnis auch unsere einzige Ausfahrt, die nach Schloss Gripsholm zu Tucholskys Grab; mit Tuchos Mutter war Nelly Sachs gerade an jenem Tag zusammen – seinerzeit in Berlin – an dem der Prophet des deutschen Untergangs sich auf Gripsholm umbrachte. Auf dieser Fahrt begleitete uns auch die Ungarin Lenke Rothman, die direkt von Auschwitz, wo sie ihre Eltern und sieben Geschwister verlor, zu Nelly Sachs in Pflege gebracht wurde, deren beste und im Grunde einzige Vertraute sie nun ist – trotz der vierzig Jahre Altersunterschied: Lenke hat sich einzig und allein

mit Malen das Leben gerettet, ohne die Malerei hätten die Erinnerungen sie in den Tod getrieben. Heute gilt sie als die führende schwedische Tachistin, wenn gleich ihre «mystischen Zufälle» jeden «Ismus» hinter sich lassen. Wann immer ich auch mit Nelly Sachs zusammensein durfte oder in ihrem Werk las, jedesmal fiel mir Kafkas berühmte Formel vom «Schreiben als Form eines Gebets» ein, und oft musste ich auch an Gabriel Marcel denken, der einmal sagte: «Das wahre Schöpferische ist die Güte (und man halte mir nicht entgegen, viele Künstler seien nicht gütig gewesen, ihr Talent war ihre Güte)!» Ich habe in dem Mysterienspiel *Eli* von Nelly Sachs die Zeile gefunden, die ihr Werk und ihr Leben meiner Meinung nach am konzisesten porträtiert; sie lautet: «Mag sein, dass der Tod meines Volkes an mir leuchtet...» ■■

## Post Scriptum

Adrien Turel wäre diesen Monat siebzig Jahre alt geworden. Anlässlich dieses Geburtstages gibt Hans Rudolf Hilty in seinen Quadratbüchern (Tschudy Verlag, St. Gallen) eine Auswahl der Turelschen Lyrik heraus, auf die wir hinweisen möchten: «Weltsaite Mensch». – Den Beitrag, den wir in unserer Beilage veröffentlichen, stellte uns die treue und tapfere Hüterin des Nachlasses, Frau Turel, zur Verfügung. Es handelt sich um ein unveröffentlichtes Manuskript: Auszüge aus einem Vorwort zu einer Studie über Sigmund Freud und Karl Marx; das Manuskript trägt den Titel: «Erkenntniskritisch unerlässliche Vorbemerkung. Kennzeichnung meiner sozialen Position». ■■

Unsere Leser erinnern sich noch an die Erzählung von Anna Maria Ortese «Die Knaben von Arese», die wir im Weihnachtsheft 1958 veröffentlicht haben. Jene Erzählung war dem Bande «Silenzio a Milano» entnommen, aus dem auch die Erzählung «Die Stadt ist verkauft» stammt. Wiederum betreute Hannelise Hinderberger die Übersetzung. ■■

Nelly Sachs hat dieses Jahr zum erstenmal wieder deutschen Boden betreten seit zwanzig Jahren. Ihr ist der Meersburger-Droste-Preis zugesprochen worden. Die Tatsache wohl, dass bei dieser Ehrung auch die Schweiz beteiligt ist, dürfte ihr den Schritt nach Deutschland zurück erleichtert haben. ■■